

Gemeinsamer Unterricht ist tatsächlich möglich! **Von einer, die auszog ihre ‚Integration‘ selbst zu organisieren**

Kathrin Lemler ist 17 Jahre alt und lebt mit ihren Eltern und einem Bruder in der Nähe von Köln; sie verständigt sich mit Hilfe einer Buchstabentafel oder eines Delta-Talkers und ist von dieser Erfahrung her Expertin für den Gemeinsamen Unterricht für Menschen mit alternativen Möglichkeiten der Verständigung. Über Tagungen der ISAAC kennt sie Nina Hömberg, die Mitglied der wissenschaftlichen Begleitung des Berliner Schulversuchs zur Integration mit SchülerInnen mit geistiger oder schwerer Mehrfachbehinderung war und zurzeit in der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg arbeitet. Die Grundlage dieses Textes war ein gemeinsamer Vortrag bei der internationalen Tagung „10th Biennial Conference of the International Society for Augmentative and Alternative Communication“ in Odense, Dänemark 2002 unter dem Titel: „Cheer up! Inclusive Education is Possible!“

Bevor ich mit dem eigentlichen Thema beginne, möchte ich kurz zu meiner Kommunikation etwas sagen. Mit Leuten, die mich gut kennen, verständige ich mich über eine Buchstabentafel. Sie funktioniert über ein Blicksystem. So geht die Verständigung am schnellsten. Und so verständige ich mich auch am liebsten. Ansonsten habe ich eine elektronische Sprechhilfe mit Sprachausgabe, einen Delta-Talker, den ich mit zwei Tasten in der Kopfstütze bediene. Ja und dann ist da noch „Eric“. So heißt die Software, die die Studenten der Universität Koblenz speziell für mich entwickelt haben. Sie basiert auf dem T 9 System eines Handys.

Kathrin, erzähle mir bitte, wie sich für dich gemeinsame Erziehung entwickelt hat.

Schon als ich ein kleines Mädchen war, hat der Kampf begonnen mich zu integrieren. In unserem Dorf hat sich schließlich ein Kindergarten bereit erklärt, mich an zwei Tagen in der Woche nachmittags aufzunehmen. Anfangs musste Mama dabei bleiben und übersetzen, dann durfte sie mal einkaufen gehen. An eine Situation erinnere ich mich noch genau: Ich habe mein Zeichen für Klo gemacht. Sie haben wirklich die unmöglichsten Dinge gefragt, aber auf Klo kamen sie nicht. Am Ende haben sie Oma angerufen und die kam vorbei. Richtigen Kontakt mit den anderen Kindern gab es auch nicht, da ich zu selten dabei sein konnte.

Als es um die Wahl meiner Schule ging, gab es neue Probleme. Zuerst wollte mich der Rektor der Körperbehindertenschule in eine Gehörlosenschule packen. Aber ich hatte Glück mit dem Lehrer, der mich getestet hat. Er war spitze. Er hat Tafeln mit Bildern zum Zuordnen vorbereitet. Da war z.B. gefragt: Wer springt ins Wasser? Zur Auswahl standen: ein Reiter, ein Radfahrer und jemand auf dem Sprungturm. Es war ein sprachfreier Intelligenztest. Ich war schneller fertig, als er gedacht hatte. So konnte ich meine Fähigkeiten beweisen und ich wurde in die Körperbehindertenschule aufgenommen. Nach einigen Jahren fühlte ich mich dort aber unterfordert. Ich wollte einfach mehr!

Glaubst du, dass mein Weg typisch ist für die Situation von Kindern und Jugendlichen in Deutschland, die sich unterstützt verständigen?

Typisch für Deutschland ist immer noch eine gesellschaftliche und pädagogische Grundhaltung, die auf Selektion aus ist. Da dein erster Schulleiter dich zunächst nur als ‚nichtsprechend‘ wahrgenommen hat, war es für ihn folgerichtig, dich anderen ‚Nicht-Sprechenden‘ zuzuordnen – und das waren in seiner Vorstellung eben SchülerInnen mit schwersten Hörbeeinträchtigungen. Aber auch wenn solche unsinnigen Entscheidungen nicht die Regel sind, kann diese Aussonderung fatale Folgen haben.

Besonders Menschen mit schweren Behinderungen können ihr Leben lang in gut versteckten Nebenwelten leben, wenn sie traditionellen Wegen folgen. Es gibt ein perfektes, hoch differenziertes System von Sonderkindergärten und -schulen, ‚besonderen‘ Werkstätten, Wohneinrichtungen, Freizeitangeboten usw. Dieses System erhält sich sehr ausdauernd, nicht nur, weil das Bedürfnis immer noch groß ist unter dem Vorwand besonderer Fürsorge, Behinde-

rung unsichtbar zu machen, sondern weil ganze Ausbildungsgänge, Studienrichtungen, Berufsbilder, Arbeitsbereiche, Gebäudeanlagen und andere ökonomische Interessen davon abhängen. Es ist also typisch, dass dein Weg zunächst vorgezeichnet schien.

Aber es gibt in Deutschland auch, ähnlich wie in vielen europäischen und außereuropäischen Ländern, seit mehr als 25 Jahren eine starke Gegenbewegung, die auf gemeinsames Leben setzt und heterogene Lerngruppen für produktiv hält. Deshalb ist es auch nicht untypisch, dass du dir erfolgreich andere Wege erstritten hast. Darf ich dich dazu etwas fragen? Du hast deinen Schulwechsel damit begründet, dass du einfach ‚mehr‘ wolltest - was genau bedeutet dieses ‚mehr‘?

An dieser Körperbehindertenschule hätte ich damals nur den Hauptschulabschluss machen können. Die nächste Schule für Körperbehinderte mit besseren Abschlussmöglichkeiten war weit entfernt. Ich wollte nur eine Schule in der Nähe. Zum anderen war es eine Herausforderung für mich. Ich wollte mal versuchen, ob ich an einer Regelschule zurechtkäme. Also, für mich kann ich deine Frage sehr einfach beantworten. Weißt du, warum sich andere für Integration entscheiden?

Eine Schule im eigenen Wohnviertel, gute Kontakte zu Kindern und Jugendlichen aus dem nächsten Umfeld und bessere Lernmöglichkeiten sind oft ein Grund für so eine Entscheidung. Es gibt immer wieder Übereinstimmungen, wenn man individuelle Biografien betrachtet. Integration ist aber nicht nur das Anliegen einzelner Individuen. Integration ist als emanzipatorische Sozialbewegung (vgl. SANDER 1993) anzusehen, die weit über den Bereich der Schule hinaus greift und viele gesellschaftliche Gruppen einbezieht, die bisher ausgegrenzt worden sind. Dieser Bewegung haben sich für den Bereich der schulischen und beruflichen Integration ganz unterschiedliche Personengruppen angeschlossen, z.B.:

- *PädagogInnen aus Allgemeinen und Sonderschulen, die zunächst oft nur den Unterricht ein bisschen öffnen oder individualisieren wollten und dabei gelernt haben, dass sich auch Gruppen mit sehr unterschiedlichen Voraussetzungen und Lernbedürfnissen gut unterrichten lassen und insgesamt eine Bereicherung füreinander darstellen.*
- *WissenschaftlerInnen, die Schulversuche und später Regelformen gemeinsamer Erziehung begleitet und untersucht haben, um Grundlagen und Entwicklungen gemeinsamer Erziehung auch theoretisch begründen zu können.*
- *Eltern die nicht hinnehmen wollten, dass ihre Kinder, nach einer problemlosen gemeinsamen Kindergartenzeit, in der Schule getrennt werden sollten und vor allem auch -*
- *Jugendliche und Erwachsene mit Behinderungen selbst, die ihre persönlichen und beruflichen Wege selbst bestimmen wollten.*

Inzwischen gibt es in Deutschland in den meisten Bundesländern gesetzliche Grundlagen für eine gemeinsame Erziehung. Allerdings bleibt die Integration von Kindern und Jugendlichen mit schwersten Behinderungen noch immer weitgehend an Ausnahmeregelungen und Schulversuche gebunden. Aber das hast du ja selbst immer wieder erfahren. Kannst du einmal beschreiben, wie es dir gelungen ist, eine Allgemeine Schule besuchen zu können?

Ja, ich muss sagen, dass sich viele Schulen sperren, weil sie unsicher sind. Mit Unterstützung meiner Eltern fand ich schließlich eine Schule, die bereit war mich aufzunehmen. Die Rektorin der Regionalen Schule in Vallendar hatte keinerlei Probleme mit meiner Behinderung. Sie war einfach offen und neugierig und meinte, wir versuchen es eben. Nach einer Woche Probeunterricht nahm diese Schule mich auf, so dass ich seit der 7. Klasse integrativ unterrichtet werde. Was meinst du, ist das ein glücklicher Einzelfall oder gibt es so etwas öfter?

Ja, bei SchülerInnen mit schweren Körperbehinderungen, die sich unterstützt verständigen, kommt eine Integration häufiger auf so individuellen Wegen zustande als über gesetzliche Regelungen. Meistens, genau wie bei dir, weil Eltern so eine ‚Einzelintegration‘ durchset-

zen und sich eine Schule findet, die bereit ist etwas Neues zu probieren und den eigenen pädagogischen Fähigkeiten vertraut.

Aber sag mal, wie habt ihr denn die Alltagssituationen gelöst? Schließlich gibt es ja an der Allgemeinen Schule bei einer ‚Einzelintegration‘, die über individuelle Vereinbarungen zustande kommt, meist kein Personal zur Unterstützung und oft auch keine besonders geeigneten Räumlichkeiten?

Richtig! Eine Besonderheit gab es noch. Wer sollte mir z. B. ein Buch aufschlagen oder etwas von der Tafel abschreiben? Auch hierfür gab es eine Lösung. Für die neue Schule brauchte ich einen Begleiter. Nach längerem Suchen fanden wir einen arbeitslosen Sozialarbeiter, der sich für diesen Job interessierte. Steffen und ich passten auf Anhieb gut zusammen, dem Integrationsversuch stand nichts mehr im Weg.

Ich weiß, dass ihr ein gutes Team seid! Es war Steffens große Leistung, zunächst zwischen PädagogInnen oder MitschülerInnen zu vermitteln und sich später immer weiter zurückzunehmen. Ich könnte mir denken, dass viele hier wissen wollen, wie so ein persönlicher Assistent in Deutschland finanziert wird. Kannst du dazu etwas sagen?

Bei mir ist die Finanzierung über das Bundessozialhilfegesetz gelaufen. Wir mussten aber nachweisen, dass Steffen sich im Bereich Unterstützter Kommunikation gut auskennt. Er hat vorher entsprechende Fortbildungen besucht. Die haben zum Teil meine Eltern finanziert, aber wir haben auch Unterstützung von der Firma bekommen, von der ich meine Sprechhilfe habe. Für diese amerikanische Firma ist Integration selbstverständlich. Und was sie für richtig halten, das sponsern sie eben auch. Ist so eine halbprivate Regelung in Deutschland üblich oder wie läuft das generell?

Für alle Bundesländer lässt sich das nicht verbindlich beantworten. Es ist in Deutschland unglaublich schwierig aus den Sondersystemen auszubrechen, aber grundsätzlich ist für die Finanzierung von besonderen Bedürfnissen meist gut gesorgt. Wo gemeinsame Erziehung gesetzlich geregelt ist, sind die Bedingungen fast immer verbindlich vereinbart. In Integrationsklassen unterrichten zumindest stundenweise zwei LehrerInnen, eine/r davon ist oft SonderpädagogIn. Es werden meist auch Gelder für eine besondere Ausstattung oder Materialien zur Verfügung gestellt. Wie ging es nun bei dir weiter?

Die Zeit an dieser Schule habe ich insgesamt als sehr positiv empfunden. Ich werde am besten mal von einigen Erfahrungen berichten, die ich im Laufe dieser vier Jahre gemacht habe. Also, schon am ersten Schultag an der neuen Schule erlebte ich eine Überraschung: Innerhalb der Sommerferien hatte es der Hausmeister geschafft, die Eingangsstufe in eine tolle rolligerechte Rampe umzubauen. Ich konnte mich mit meinem E-Rolli vom ersten Tag an problemlos im Schulgebäude bewegen, ohne auf Hilfe angewiesen zu sein. Das fand ich ziemlich klasse!

An anderen Schulen wurde ich nämlich genau mit diesem Argument abgelehnt. Besonders in alten Schulgebäuden sind die Treppen zahlreich, das Geld für Aufzüge und Rampen fehlt. Das ist in Deutschland ein Hauptproblem, aber auch eine einfache Ausrede für die Schulen, einen Menschen mit Behinderung nicht aufzunehmen.

Auch hinsichtlich des Stundenplans hatte ich Glück. Gleich bei der Planung nahm die Schulleitung auf mich Rücksicht. Sie legte die Stunden so, dass meine Klasse so wenig wie möglich den Raum wechseln musste. Dies war sinnvoll, denn mit meinem Rolli bin ich nun mal nicht so schnell wie meine KlassenkameradInnen. Es würde in Stress ausarten, wenn ich nach jeder Schulstunde den Raum wechseln müsste.

Für viele andere Schulen war auch dies ein Grund mich abzulehnen. Angeblich sei der Aufwand bei der Planung des Stundenplanes zu groß. Da kann meine Rektorin nur laut lachen.

Ich glaube auch, dass die Gründe für eine Ablehnung meist vorgeschoben sind. Ungeeignete räumliche Bedingungen sind dabei besonders beliebt. Aber wie bist du mit den LehrerIn-

nen und deinen MitschülerInnen klargekommen? Schließlich ist die Verständigung über ein Buchstabiersystem oder eine Sprechhilfe nicht so alltäglich.

Besonders wichtig war für mich, dass sowohl meine MitschülerInnen als auch die LehrerInnen Informationen über mich und meine Behinderung erhielten. Dies geschah im Rahmen einer Fortbildung für alle interessierten Lehrer. Wir luden einen Mitarbeiter der Firma für elektronische Sprechhilfen ein, der den Lehrern den Talker näher brachte. Bei der Fortbildung konnten die LehrerInnen den Talker einmal selbst ausprobieren. Diese Erfahrung war für viele von ihnen der Anlass dafür mich endgültig zu akzeptieren. Vorbei waren die Ängste, vorbei war die Unsicherheit. Für meine MitschülerInnen wurde die ganze Sache spielerisch aufgezo- gen. Alle bekamen eine Buchstabentafel und erlebten das Gefühl nicht sprechen zu können. Das versetzte sie in meine Situation und einige trauten sich, jetzt auf mich zuzukommen.

Langsam entwickelten sich auch Freundschaften, meine Freundin Chrissi zum Beispiel. Wir verbrachten auch außerhalb der Schule viel Zeit miteinander. Auf die Frage, was ihre Lieblingsbeschäftigung mit mir sei, antwortete sie einmal: Quasseln! Das sagt wohl alles, oder?

Nö, das glaubt dir erst mal keiner! Schließlich giltst du als Schülerin mit ‚schwerster Sprech- und Kommunikationsbeeinträchtigung‘! Kannst du mal beschreiben, wie ihr euch verständigt? Sprichst du mit Chrissi immer mit dem Talker oder habt ihr auch andere Möglichkeiten der Verständigung?

Zunächst bestand unsere Verständigung eher aus raten und Ja/Nein-Antworten. Als wir später einmal gemeinsam an einem Pfadfinderlager teilgenommen haben, hat Chrissi dann meine Buchstabentafel auswendig gelernt. Leider ist sie nach der neunten Klasse abgegangen. Dann entwickelte sich eine Freundschaft mit Yvonne und Nina. Mit Yvonne bin ich noch enger befreundet. Sie kann nicht nur die Tafel 1a auswendig, sondern sie hilft mir auch auf dem Klo, zieht mich an usw.. Sie nimmt mich auch mit zum Tanzen. Mit ihrem Freund verstehe ich mich super! Er versteht mich, obwohl er nicht auf unsere Schule geht. Er hat es Yvonne abgeguckt.

Ach, da fällt mir noch was ein: Ich konnte Yvonne und Chrissi immer vorsagen, weil wir uns auch über größere Entfernungen unbemerkt über Augenbewegungen und die Buchstabentafel verständigen konnten. Es hatte gar keinen Sinn uns auseinanderzusetzen. Wir haben uns auch Briefchen auf dem Laptop geschrieben. Ob Yvonne etwas für die Schule aufschreibt oder ob es etwas Privates ist, konnten die LehrerInnen ja nicht sehen. Wenn wir mal nicht so gut vorbereitet waren, haben wir einfach der Technik die Schuld gegeben. Keiner konnte uns das Gegenteil beweisen.

Also, die Sache mit der Verständigung finde ich immer hoch interessant! Gerade Kommunikation gilt ja als ein Bereich, in dem du einen ganz besonderen ‚Förderbedarf‘ hast. Was antwortest du denn den SonderpädagogInnen oder Schulbehörden, wenn sie dich danach fragen?

Nach meiner Kommunikation fragt mittlerweile keiner mehr, weil es offensichtlich ist, dass ich mich problemlos verständigen kann. Es geht jetzt meist mehr um Schulisches. Willst du noch etwas dazu wissen?

Nein, vielen Dank für diesen Exkurs zum Thema Verständigung. Du hast in deinem ersten Skript fast gar nichts dazu gesagt. Das hat mich wirklich verblüfft! Aber es spielt offenbar nach einer Weile keine besondere Rolle mehr in deinem Schulalltag. Ich finde es aber wichtig, dass du die Bedeutung einer Kommunikationsschulung für die PädagogInnen und die eines Peer-Trainings (eine Schulung der Gleichaltrigen) hervorhebst. So ganz nebenbei klappt Verständigung ja meist nicht. Aber nun lass hören, was du noch zur Schulorganisation zu sagen hast.

Wie an jeder Schule wurden auch an meiner Schule Klassenarbeiten und Tests geschrieben. Die LehrerInnen nahmen auch hier Rücksicht auf mich. Sie zeigten Verständnis, dass ich

länger zum Schreiben brauche. Ich durfte sogar die Arbeiten mit nach Hause nehmen und sie dort fertig schreiben. Die LehrerInnen vertrauten mir einfach, denn wenn ich gefuscht hätte, hätte ich mich selbst und die anderen betrogen. Außerdem habe ich ja nicht die Möglichkeit mal schnell in einem Buch nachzuschlagen und Steffen war dazu viel zu ängstlich.

Auch beim mündlichen Unterricht gab es eine Möglichkeit, wie ich mich besser beteiligen konnte: Die LehrerInnen stellten mir Fragen, die ich dann als Hausaufgabe beantwortete und im Talker speicherte. In der nächsten Unterrichtsstunde trug ich die Antworten vor.

Bei längeren Referaten lief es ähnlich ab. Zu Hause arbeitete ich das Thema aus und präsentierte das Ergebnis in der Klasse mit Hilfe meines Talkers. Ich kam also auch im Mündlichen nicht zu kurz. Häufig mussten wir auch in Gruppenarbeit zu einem bestimmten Thema ein Plakat gestalten. Kein Problem für mich! In meiner Gruppe hatte ich meistens die Aufgabe Texte zu sammeln und zu schreiben. Die anderen waren für die Bilder und die Gestaltung verantwortlich. Im Laufe der Zeit arbeiteten wir immer besser zusammen. Wir waren eben ein gutes Team!

Du gibst hier wichtige Tipps für den Unterricht. Ich könnte mir denken, dass deine Erfahrungen einige PädagogInnen ermutigen, die sich einfach nicht vorstellen können, wie Schülerinnen, die über eine elektronische Sprechhilfe kommunizieren, intensiv am Unterricht teilnehmen können. Aber es gibt ja an einer Schule noch mehr als Unterricht. Pausen zum Beispiel, Arbeitsgemeinschaften und Klassenfahrten. Wie hat das denn geklappt?

Am Anfang war ich sauer, dass die anderen mal schnell in der Pause Hausaufgaben abschreiben konnten und ich habe nachmittags so lange gegessen. Später war mir das egal. Ich hab sie sogar abschreiben lassen. Zu AGs fällt mir eine Geschichte ein: Es war die spontane Idee eines Lehrers, mich zu fragen, ob ich an der Mofa-AG teilnehmen wollte. Bei mir sollte es natürlich um den Führerschein für E-Rollis gehen. So was gibt's! Ich hatte ganze fünf Tage zur Vorbereitung und ich habe es geschafft.

Für meine Schule war es selbstverständlich, dass ich auf allen Klassenfahrten dabei war. Teilweise war es ziemlich abenteuerlich. Ich erinnere mich noch an die Fahrt mit dem Zug, wo wir mit all unserem Gepäck dreimal umsteigen mussten. Meine Mitschüler haben alle mitgeholfen und dann ging auch das irgendwie. Man muss nur wollen, dann ist nichts unmöglich!

Das klingt wieder ganz schön ungewöhnlich! Wer deutsche Züge kennt, möchte sich eine Reise mit Rolli und dreimal umsteigen (!!!) gar nicht erst vorstellen. Ihr müsst wirklich eine tolle Klasse sein! Schade, dass ihr euch jetzt trennen müsst!

Tja, dieses Jahr musste ich mich von dieser Schule verabschieden. Ich habe nämlich an der Regelschule meinen Realschulabschluss gemacht. Und zwar als Klassenbeste!!! Wer hätte das vor einigen Jahren gedacht. Aber ich hab es geschafft!

Eines weiß ich jetzt: Leistungen müssen nicht immer gleich sein, aber schon vergleichbar. So waren meine LehrerInnen eingestellt. Und es hat funktioniert.

Der Abschied von dieser Schule fällt mir schon schwer. Ich habe die LehrerInnen und vor allem meine MitschülerInnen lieb gewonnen. Nach den Sommerferien starte ich an einem Integrativen Gymnasium neu. Dort gibt es auch offene LehrerInnen, doch es sind auch noch viele Ängste und Unsicherheiten zu spüren. Aber ich bin offen und vielleicht schaffe ich ja auch das Abitur. Das ist mein nächstes Ziel.

Erst einmal herzlichen Glückwunsch! Es schaffen nur ganz wenige SchülerInnen unter so erschwerten Bedingungen solche Schulabschlüsse! Ich finde es auch ausgesprochen mutig von dir jetzt in einem Gymnasium weiterzulernen. Gymnasien sind ja oft sehr konservative Schulen und häufig abgeneigt sich auf Neues einzulassen. Allerdings haben die besten Gymnasien auch immer schon besonders interessante SchülerInnen aufgenommen. Und weil du ja immer schon lange vorausplanst: Weißt du schon wie es nach der Schule weitergehen soll?

Was ich einmal werden möchte? Nun, vielleicht studiere ich ja Informatik oder werde Mediengestalterin, da ich gern mit Grafik arbeite. Aber es kann auch ganz anders kommen. Schauen wir einfach mal!

Etwas steht für mich jedenfalls schon heute fest: Integration ist möglich, sobald es genug Leute gibt, die es normal finden, dass jeder Mensch anders ist und jeder Mensch mal Hilfe braucht und jeder Mensch Stärken und Schwächen hat. Jetzt muss ich diese Leute nur noch finden! Na dann, los!

Was für ein schönes Schlusswort! Genauso sehe ich das auch! Ich meine auch, dass Gemeinsamer Unterricht eine ganz neue Schulkultur begründen kann. Dabei geht es nicht nur um Akzeptanz untereinander, sondern auch um Möglichkeiten kreativer und individueller lernen zu können, wenn wir Verschiedenheit nutzen lernen.

Vielleicht als Allerletztes: Ich möchte anderen Mut zur Integration machen. Als ich mich von meinen LehrerInnen verabschiedet habe, haben viele gesagt: „Danke für die Erfahrung. Es tut uns Leid, dass wir am Anfang Angst vor dir hatten.“

Literatur

- HÖMBERG, Nina (1998): Brauchen sprechende Kinder Unterstützte Kommunikation? In: ISAAC Gesellschaft für Unterstützte Kommunikation e.V. (Hrsg.): Unterstützte Kommunikation 4, Karlsruhe: von Loeper, 23-26
- HÖMBERG, Nina (2002): With a little Help from my Friends. Unterstützte Kommunikation im integrativen Unterricht. In: WILKEN, Etta (Hrsg.): Unterstützte Kommunikation. Eine Einführung in Theorie und Praxis. Stuttgart: Kohlhammer, 109-129
- LEMLER, Kathrin & GOTTLIEB, Steffen (1999): Wie geht das so: Integration eines nichtsprechenden Kindes in der Regelschule. In: Unterstützte Kommunikation mit nichtsprechenden Menschen. Tagungsband der 5. Fachtagung Dortmund 1999. Karlsruhe: von Loeper, 44-51
- SANDER, Alfred (1993): Wohnortnahe Integration – Grundzüge, Probleme, Erfahrungen. In: HEYER, Peter u.a. (Hrsg.): Zehn Jahre wohnortnahe Integration. Behinderte und nichtbehinderte Kinder gemeinsam an ihrer Grundschule. Frankfurt a. M.: Arbeitskreis Grundschule, 10-14